

„In dieser Situation war es der Bewegung nicht möglich, die aus der Mobilisierung gewonnene Kraft durch verbindliche Organisationen und Programme in politische Maßnahmen umzusetzen, ohne mit ihren internen, basisdemokratischen Strukturprinzipien zu brechen. Nachdem es gelungen war, den SED-Staat herauszufordern und zu überwinden, scheiterte daher die Vision, die Bevölkerung dauerhaft mobilisieren und die Gesellschaft als ganze in Bewegung setzen zu können. Man konnte nicht verhindern, daß die politische Entwicklung ab Dezember von Parteien dominiert wurde und darüber hinaus auf die deutsche Einheit zusteuerte. Dessen ungeachtet bleibt die Tatsache, daß eine Bewegung, die machtorientiert genug gewesen wäre, um im Dezember 1989 die Initiative zu übernehmen, nie in die Position gekommen wäre, welche die Bürgerbewegung innehatte. Denn mit zentralisierten Organisationsformen und unter Umständen gewalttätigen Aktionen wäre es nicht gelungen, die Repressionsmechanismen des SED-Regimes zu unterlaufen und einen vergleichbaren Mobilisierungserfolg zu erzielen“ (S. 384 f.). Insofern dürfe – so Timmers überzeugendes Plädoyer – auch das vordergründige Scheitern der Bürgerbewegung nicht zum Maßstab von deren umfassender Beurteilung werden: Ein solcher Kurzschluß verkenne „die Tatsache, daß eben die Naivität der Akteure eine treibende Kraft der Entwicklung war, denn ohne diese Naivität wäre wohl überhaupt nichts bewegt worden“ (S. 286).

Dresden

Reiner Marcowitz

* * *

Historische Bauforschung in Sachsen, hrsg. vom Landesamt für Denkmalpflege Sachsen, Redaktion ANGELICA DÜLBERG/NORBERT OELSNER (Arbeitshefte des Landesamtes für Denkmalpflege, Heft 4), Dresden 2000. 268 S., zahlreiche Abb.

Der vorzustellende gewichtige und in seiner Reichhaltigkeit kaum erschöpfend zu würdigende Band kann hier, ob der Fülle der dargelegten Ergebnisse, nur schwerpunktmäßig behandelt werden. Als Ganzes ist der wichtigen Publikation vorab ein pauschales Lob zu erteilen: Der Hans Nadler gewidmete Band stellt sich schon bei erster Durchsicht als eine überzeugende Würdigung für den um die sächsische Denkmalpflege so verdienten Jubilar zu seinem 90. Geburtstag dar.

Diese Einschätzung unterstreicht schon der erste Beitrag von HEINRICH MAGIRIUS und NORBERT OELSNER in der Betonung der bewährten bauarchäologischen Tradition des Landesamtes in Forschung, Erfassung, Schutz und Pflege der Kulturdenkmäler: Die historische Bauforschung schafft die notwendigen Entscheidungsgrundlagen für die Bewahrung des historischen Erbes. So bieten die Aufsätze dieses Sonderheftes einen nachhaltigen Einblick in die vielseitigen Themenstellungen der Bauforschung anhand ausgewählter Beispiele, Monumente und Themenkomplexe, und dies lehrt bereits die „Bilanz über den Umgang mit dem unterirdischen Dresden“ von HEINRICH MAGIRIUS; in der Rückschau auf die Entwicklung dieses Arbeitsfeldes mit Ausblicken auf die künftige Forschung.

Allein räumlich nimmt der mit Spannung erwartete Vorbericht von REINHARD SPEHR über die Forschungen im „Schloß Osterlant“ bei Oschatz einen beachtlichen Umfang ein und steht im Blickpunkt des Interesses, als Dokumentation über eines der seltsamsten profanen Denkmäler des Mittelalters – nicht nur in Sachsen. Die Resultate der Ausgrabungen und die Versuche zu deren Deutung überraschen in vieler Hinsicht. Gibt schon der regelhafte rektanguläre Grundplan (von ca. 47,5 x 46m Ausmaß) Rätsel auf, so enthüllt jedes tiefere Eindringen in den Bau weitere Perspektiven. Im deutschen Sprachraum gibt es offenbar nur ein Baudenkmal von vergleichbar winkelrech-

ter Grundrißbildung, die auf einen römischen palastartigen Landsitz (*palatiolum*) zurückgehende Anlage in Pfalzel bei Trier aus dem 4. Jahrhundert. Ein maßstabgetreuer Vergleich der Grundrisse läßt angesichts des Fehlens sonstiger heranzuziehender Beispiele auffallende Gemeinsamkeiten der Grundstruktur erkennen, ohne daß hier eine Anhängigkeit postuliert werden sollte. Für die strebepfeilerartigen, enggestellten (oben überwölbten?) Vorsprünge lassen sich, bei wesentlich kleineren Ausmaßen und ohne Hof, Vorbilder im französischen Donjonbau des 11./12. Jahrhundert (z. B. Beaugency/Loiret und Nydegg/Bern) unschwer namhaft machen – ein übergreifendes Konstruktionsprinzip? Der Bau bei Oschatz steht auffallend unentschieden gegenüber den Himmelsrichtungen und läßt keine Achsbeziehungen deutlich werden. Vor allem das ergrabene „Wasserhaus“ ist einmalig und weist auf die Bedeutung fließenden Gewässers für diese Anlage. Das runde Becken in hervorragender Ausführung, offenbar weder im sakralen noch im profanen Bereich in solcher Bauart bekannt, entzieht sich vorerst noch jeder Deutung. Vielleicht zu Unrecht fühlt man sich an das (dem 19. Jahrhundert entstammende) „Ritterbad“ der Wartburg erinnert und sucht nach den Regeln hygienischer Zeitvorstellungen.

Den Palast mit dem ersten Deutschland-Aufenthalt Friedrichs II. in Zusammenhang zu bringen, ist sicher nicht möglich, auch wenn er dendrochronologisch auf 1211/12 unter Markgraf Dietrich von Meißen eingegrenzt werden kann. Heinz Götze nahm den Bau in sein Buch über Castel del Monte auf (3. Aufl. 1998), wohl in der Meinung, er gehöre in den Formenkreis der süditalienischen Regelgrundrisse der kaiserlichen Kastelle. Allein aus Gründen der Chronologie erscheint das zu weit gegriffen: Der erste Bau des Kaisers in Italien (Foggia) entstand ab 1223 und folgt noch nicht dem „Kastelltypus“. Für Beziehungen zum Orient fehlen dazu aus bauhistorischer Sicht alle konkreten Hinweise. Schließlich bleibt selbst die Zweckbestimmung des abseits gelegenen Schlosses im Dunkeln, und es erscheint wie eine Zuflucht, wenn man sich mit der Deutung als Jagdschloß abfinden will. Die gewissenhafte und weit in Details gehende Untersuchung des Autors liegt – wie das „Wüste Schloß“ Osterlant überhaupt – als ein erratischer Block auf dem steinigen Weg der Erkenntnis des mittelalterlichen Profanbaues. Ein überzeugender Lösungsvorschlag ist vorerst nicht in Sicht.

YVES HOFFMANN führt in die Problematik der Einordnung und Datierung von Wohntürmen und Bergfrieden des 12.–13. Jahrhunderts ein – ein Thema, das schon früher zwischen ihm und Gerhard Billig kontrovers diskutiert wurde. Hoffmann stellt nach einleuchtender methodischer Diskussion zehn „einigermaßen gut datierte“ sächsische Burgtürme (darunter nur ein viereckiger!) in ihren Grundrissen tabellarisch zusammen und begründet eine These, nach der besonders der jeweilige Innendurchmesser das datierungsrelevante Kriterium bei Wohntürmen und Bergfrieden sei. So ausschließlich ist das allerdings nicht zu bewerten, denn Außendurchmesser (von 8–13,5m!) und Mauerstärken (von 2–4m!) müssen ebenso ihre Gründe haben, für die Funktion der Türme wie für ihr Erscheinungsbild, so daß erst im Zusammenspiel der Maße Aussagen möglich werden. Insofern bedürfte dieser Vorschlag zur Absicherung eines deutlich größeren Beispielkreises. Schließlich sollte man aber doch der detailgetreuen Aufmessung durch qualifizierte Bauaufnahmen eine Chance zur Datierung bieten, selbst wenn diese aufwendig und teuer sind.

Die Arbeit von GERHARD BILLIG und INGOLF GRÄSSLER widmet sich dem Turm der Burg Leisnig in gründlicher, ausführlicher und gut dokumentierter Darstellung. Als ein „regionales Zentrum der mittelsächsischen Landschaft“ ist diese Burg bekanntlich hoch einzuschätzen, ihr Baubestand von größtem Interesse. Historische, baugeschichtliche und archäologische Gesichtspunkte fließen zusammen und sind gleichermaßen angesprochen. Eine steingerechte Abwicklung des Turmsockels aus Quarzitquadern (teils Buckelquadern), über dem der aufgehende Ziegelverband einsetzt, führt

das Objekt klar vor Augen. Für den Materialwechsel freilich (der Oberbau nach Aussage der Autoren zeitgleich) ist kein triftiger Grund zu erkennen – anders etwa am Roten Turm zu Wimpfen, wo zugleich ein Wechsel der Bauart eintritt. In Leisnig bleibt die Bauweise gleich schlicht und ohne zeittypische Details. Die bis in Einzelheiten gehende, durch Abbildungen unterstützte Argumentation der Autoren bietet nun eine verlässliche Basis für die weitere Beschäftigung mit diesem ‚Schlüsselbau‘ der sächsischen Burgenlandschaft. Dazu kommt der Rest eines zweiten, bislang merkwürdigerweise weniger beachteten Leisniger Turmes. Bei der Datierung bestehen die Autoren auf ihrer bisherigen Aussage: Mitte 12. Jahrhundert bis um 1175. Diese Zeitstellung erscheint allerdings im Vergleich mit süddeutschen Rundtürmen sehr früh. Schon der Blick auf die ‚Buckelquader‘ trübt dieses Bild, zumal man Vorformen oder einen schlüssigen Entwicklungsgang hierzu nicht zu entdecken vermag. Das freilich mindert nicht den Wert der Darstellung für die weitere Forschung.

GÜNTER KAVACS, NORBERT OELSNER und GÜNTHER UNTEIDIG berichten über Untersuchungen an drei ehemaligen mittelalterlichen Hospitalbauten in Grimma und zu den Anfängen des Klosters Nimbschen. Die Hospitalbauten sind in einem Lageplan gekennzeichnet: das in der sogenannten Superintendentur überkommene Elisabeth-Hospital am Baderplan, das Georgshospital außerhalb der Stadt und das Heilig-Kreuz-Hospital am östlichen Stadtrand. In einer sorgfältigen, gut dokumentierten Darstellung wird den erhaltenen bzw. rekonstruierbaren Strukturen nachgegangen, und es zeigt sich wieder einmal, welchen Rang auch in Städten von der Größenordnung Grimmas die Hospitäler als Stätten der mittelalterlichen Armen- und Krankenversorgung einnahmen.

Das heute dreigeschossige Superintendenturgebäude umschließt noch wesentliche Teile mittelalterlicher Bausubstanz. Früher mit der Kirche des 1250 hierher verlegten Zisterziensernonnenklosters identifiziert, stellte sich bei eingehenden Sondierungen der Ursprungsbau als ein rechteckiger Hospitalsaal mit seitenschiffähnlichem Annex – beide durch eine Arkadenreihe verbunden – und anschließendem Altarraum heraus, ein Bautyp, der in den vergleichbaren Anlagen von Gelnhausen (12. Jahrhundert) und Spangenberg (14. Jahrhundert) Entsprechungen findet. Der sparsame Bauschmuck des 13. Jahrhunderts ist beachtlich, so das Kapitell der Mittelsäule in zweigeteilter Schildform, mit kräftiger Basis aus Kehle und Wulst mit Eckblättern. Es erweist sich, daß nicht die Kirche der Zisterzienserinnen, sondern das von diesen übernommene Hospital noch heute den Kern des Gebäudes ausmacht, der dann erst zur Kirche verändert wurde.

Bei dem vor der Stadt errichteten Georgshospital handelte es sich nach Lage und Patrozinium offenkundig um ein Leprosenhaus. Der einzig erhaltene steinerne Rechteckbau von ca. 7,5x12,5 m Größe dürfte die einstige Kapelle sein, denn in der Regel lebten die Kranken dieser Kategorie in nur leicht gebauten Lehm- oder Holzhütten im Umkreis eines kleinen Gotteshauses. Nur die Kapelle ist oftmals aus Stein errichtet und daher als einziger Rest eines solchen Ensembles erhalten. Die Dreifenstergruppe in deren Ostwand fügt sich zwanglos in dieses Bild. Wichtig wäre es, den meist von einer Mauer eingeschlossenen Bereich der Leproserie noch aus den älteren Katasterkarten zu ermitteln, um auf diese Weise den typischen Fall einer Leprosengründung anschaulich zu machen, die ja eine Sonderform des mittelalterlichen Hospitals (für ansteckend Kranke) darstellt.

Das Heilig-Kreuz-Hospital gehörte dem Orden der Chorherren vom Heiligen Grabe in Jerusalem an und hing vom Ordenshaus in Droyssig ab, während die bedeutendste deutsche Niederlassung Denkendorf (Württemberg) war. Die schrittweise Gebäudesanierung erlaubte hier wesentliche Einsichten in die überlieferte Baustruktur, die einen im Ursprung dreigeschossigen Rechteckbau von ca. 20 x 9 m Größe ausweist.

In dessen erhöht liegendem Erdgeschoß konnten an der inneren Ostwand eine (im 16. Jahrhundert veränderte) Altarnische und eine weitere für Altargerät entdeckt werden, die auf eine sakrale oder Hospitalnutzung des Mittelgeschosses deuten. Ein Zugang zum Obergeschoß über eine Außengalerie lag gegenüber in der Westwand. Ob dort zum Zweck der Geschlechtertrennung ein zweiter Krankenraum bestand, erscheint bei der zahlenmäßig eher geringen Belegung des Hauses zweifelhaft. Da über die Hospitalanlagen des Ordens vom Heiligen Grabe sonst nichts bekannt ist und auch in Denkdorf aus dem 13. Jahrhundert nur die Kirche (mit ihrer bedeutenden Krypta) erhalten ist, kommt den neuen Ergebnissen in Grimma gewiß auch überregionale Bedeutung für die Hospitalgeschichte zu.

Dieselben Autoren schließen eine instruktiv bebilderte Betrachtung über die Ruinen des Zisterzienserinnenklosters Nimbschen an, deren desolate Ansichten mit Hilfe eines Lageplans von 1810 und eines Rekonstruktionsversuchs nunmehr Gestalt annehmen. Ausgehend von Anregungen von Heinrich Magirus wird der in Teilen bewahrte langgestreckte Bauteil als östlicher Konventflügel in Verbindung mit der im Norden platzierten (zerstörten) Kirche identifiziert und auch der verlorene Kreuzgang angedeutet. Leider lassen die bescheidenen Reste keine baulichen Details mehr erwarten, so daß nur noch die große Form des Ganzen verdeutlicht werden kann. Ein wichtiges, wenn auch weitgehend vergangenes Monument erfährt somit wenigstens die gebotene bauhistorische Würdigung.

Jeder der weiteren Beiträge des Arbeitsheftes verdiente eine eingehendere Behandlung. Diese würde jedoch den Rahmen dieser Rezension sprengen. Daher sei nur noch summarisch erwähnt, daß Untersuchungen zu Bodenfliesen (GÜNTHER UNTEIDIG), zu Dorfkirchen (WOLFGANG SCHWABENICKY) und zum Bautzener Franziskanerkloster (MATTHIAS WILHELM), zu Grabsteinen mit hebräischen Inschriften (HEINRICH MAGIRIUS; DANIEL MAGIRIUS), am Meißner (TOM LAUERWALD; ANGELIKA KERN/ANDREAS KERN) und Leipziger (ALBERTO SCHWARZ) Rathaus, Forschungen zur Verwendung von Travertin (ANDREAS CHRISTL), zu Häusern in Freiberg (UWE RICHTER) und Leipzig (NORBERT OELSNER/ALBERTO SCHWARZ; THOMAS TRAJKOVITS), zu Torgau (JÜRGEN ZUNKER), Döbra (ANGELICA DÜLBERG), zur Zugbrücke auf Burg Stolpen (EINHART GROTEGUT) und ein Bericht über die Architekturteile-Sammlung des Landesamtes Sachsen (ANDREAS BECKE) den überaus reichhaltigen Band abrunden. Der Wert der Publikation erfordert darüber hinaus keine weitergehende Empfehlung, denn dieser ist offenkundig und in jeder Hinsicht überzeugend.

Dormagen

Dankwart Leistikow

Ernst Schubert, Der Naumburger Dom. Mit Fotografien von Janos Stekovics, Verlag Janos Stekovics, Halle/Saale 1997. 216 S., zahlreiche Farbbabb.

Wie kein zweiter hat der Hallenser Kunsthistoriker Ernst Schubert die Naumburg-Forschung der vergangenen Jahrzehnte geprägt. Seine umfangreichen Forschungen galten einem Bauwerk, das aus kunst- und baugeschichtlicher wie aus historischer Sicht zu den wohl faszinierendsten Forschungsobjekten der mittelalterlichen Kunst- und Landesgeschichte im thüringisch-sächsischen Raum gezählt werden darf. Sowohl die historischen Anfänge des Naumburger Bischofssitzes, der erst 1028 von Zeit an die Saale verlegt worden war, wie auch Baugeschichte und Funktion des um die Mitte des 13. Jahrhunderts errichteten Westchors mit seinen berühmten Stifterfiguren sind wiederholt Gegenstand der Forschung geworden, ohne daß sie heute als zufriedenstellend geklärt gelten könnten. Der neue Bischofssitz erhielt noch vor 1044 – in unmittelbarer Nachbarschaft zur Burg der ekkehardinischen Markgrafen von Meißen – seine